

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 4 (1909-1910)

Heft: 22

Rubrik: Literatur und Kunst des Auslandes

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vore: La Sacrifiée (11); E. Fabre nach Balzac: La Rabouilleuse (11); E. Kämpf: Le Grand Soir (12); Giacosa: Comme les Feuilles (9). Daß unter diesen Dramen nicht manches recht Wertlose wäre, wollen wir nicht behaupten. Aber mit einigen Erfolgen, z. B. von Brieur, Giacosa kann man gewiß zufrieden sein. Nur ist gerade dieses moderne Repertoire außerordentlich lückenhaft. Kein einziger Ibsen, weder Hauptmann noch Sudermann, die doch sonst im französischen Sprachgebiet beliebt sind. Kein Bayerlein und kein Hartleben; kein Shaw und kein d'Annunzio; kein einziges schweizerisches Drama. Wohl aber Arsène Lupin, 12 mal aufgeführt mit der wohlwollenden Zustimmung eines Komitees, dessen Mitglieder im Vorstand einer Zeitschrift gegen die Verbrecherteliteratur und für gute Jugendliteratur sitzen, auch wohl den Protestversammlungen gegen Sherlock Holmes, Nick Carter und

Arsène Lupin beigeohnt und in den Zeitungen auf eine Enquête über La littérature criminelle mit edlen Worten der Entrüstung geantwortet haben. Seltsam, zu welchen Widersprüchen das Leben uns zuweilen veranlaßt!

Alles in allem: Die Genfer Comédie hat sich dank der Aufführung minderwertiger, kunstpädagogisch neutraler und antipädagogischer Stücke über Wasser halten können. Sie wird ihrer in Zukunft nur so viel aufführen, als zum Gleichgewicht der Kasse nötig ist. Sie sündigt ein bißchen, um daneben um so mehr Gutes wirken zu können. Also tat der heilige Crispin, als er den Reichen Leder stahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen.

Die Comédie plant sogar einen Neubau und ein eigenes Heim. Wir wünschen ihr dazu viel Gutes und in mancher Beziehung sogar — Besseres. E. P.-L.

Literatur und Kunst des Auslandes

Das Jubiläum der Goethe-Gesellschaft. Niemand lebt mehr in Weimar, der Goethe noch gekannt hat. Nur von seinen Enkeln hört man noch sprechen, von Walter und Wolfgang, die einsam und menschenfleh durch die Straßen Weimars schlichen, die die Vorhänge vor den Fenstern des großen, vornehmen Hauses am Frauenplan, in dem Goethe 50 Jahre lang gelebt hatte (1782—1832), niemals hochzogen. Niemand kümmerte sich am 15. April 1885 um den Tod Walters von Goethe, an dem sich der Fluch „Weh Dir, daß Du ein Enkel bist“, so furchtbar erfüllt hatte. Aber die ganze Welt gedachte wieder dieses letzten Trägers des großen Namens, als sein Testament bekannt wurde. Es begann mit dieser welthistorischen Verfügung: „Ich ernenne zur Erbin des Goetheschen Familienarchivs, wie solches bei meinem Tode sich vorfindet, Ihre Königliche Hoheit die Frau

Großherzogin Sophie von Sachsen. Es umfaßt gedachtes Archiv die großväterlichen Schriftstücke, Akten usw., ferner das Privatarchiv meines Großvaters wissenschaftlichen, poetischen, literarischen, administrativen, familiären Inhalts, sowie alle von meinen Familienmitgliedern herrührenden persönlichen Papiere, soweit sie sich in dem gedachten Archive vorfinden“. Die Großherzogin Sophie hat sich dieser hohen, an sie gestellten Aufgabe würdig erwiesen. Drei ausgezeichnete Gelehrte, Gustav von Loeper, Hermann Grimm und Wilhelm Schaa rief sie nach Weimar, und gemeinsam mit diesen gründete sie in den Julitagen des Jahres 1885 die Goethe-Gesellschaft.

25 Jahre sind seit diesen Tagen vergangen. Würdig wurde das erste Jubiläum gefeiert. Es war eine tief symbolische Handlung, als man am Freitag den 17. Juni, nachmittags, Alma von Goethes

Grabdenkmal enthüllte. Ein von Walde-
mar von Rauffern komponiertes Lied Höl-
derlins leitete die Feier stimmungsvoll ein:

„Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind und wie der Berge Grenzen,
Was hier wir sind, kann dort ein Gott
ergänzen

Mit Harmonien und ewigem Lohn und
Frieden.“

Anknüpfend an diese aus der Bahn-
sinnszeit des Dichters stammenden schönen
Worte begann Dr. Wolfgang von Ottingen
seine Gedächtnisrede. Mit wehmütigen
Worten zeichnete er in knappen Linien
die Tragödie des Goetheschen Hauses. Er
sprach von August, dem Sohn, der in
einer künstlerisch durchgeistigten Atmo-
sphäre aufwuchs, die seinem innersten
Wesen fremd war, der eifersüchtig auf die
Liebe blickte, mit der Ottilie, sein Weib,
und seine Kinder den Großvater umgaben,
und der zuletzt aus der Heimat floh, um
an der Pyramide des Cestius ein frühes
Grab zu finden. Er sprach von Ottilie,
dieser Frau von einem andern Stern, die
wie ein Meteor aufstieg und ruhelos zu-
grunde ging nach dem Tode des über
alles verehrten Schwiegervaters, von Wolf-
gang und Walter, ihren Söhnen, diesen
Dilettanten in Kunst und Leben, die sich
selbst als letzte Überlebende aus Tantalus
Geschlecht fühlten und nur von dem einen
Gefühl beherrscht wurden:

„Ich stehe immer draußen, ich trete nie-
mals ein,

Ich möchte einmal leben, ich möchte
einmal sein“.

Walter von Goethe hat diese Verse in
seiner Lebensverzweiflung niedergeschrie-
ben. Ein langes, einsames Alter war
ihm beschieden. Alma aber, sein kleines
Schwesterchen, die verwöhnte Enkelin
Goethes, in dessen Sonnenschein sie auf-
geblüht war, starb in ihrer Jugend mit
16 Jahren. Mit der Mutter zog sie nach
des Großvaters Tod ruhelos durch die
Welt und starb am 19. September 1844
in Wien, vereinsamt, immer die Sehnsucht
nach Weimar in ihrem Herzen und noch
im Tode in ihren großen feurigen Goethe-

augen den Glanz von Glück, das sie für
ihr kurzes Leben überreich in den zu
Füßen des Großvaters verspielten Stun-
den empfangen hatte. So hat sie der
Bildhauer dargestellt, liegend als ein
schlafendes Mädchen, dem das Hinwelken
erspart blieb, dessen Hände mit Rosen
spielen. Es liegt etwas Lichtes, Freu-
diges über dem Bilde dieses Kindes am
Schluß der Ahnenreihe, das uns mit dem
Geschick des Geschlechtes Goethes, der selbst
noch mit Göttern an goldenen Tischen
gespeist hatte, versöhnt.

Am Abend dieses Tages fand das
Festmahl der Goethe-Gesellschaft statt. Der
große Saal faßte kaum die Zahl der
Gäste. Eine glänzende Gesellschaft hatte
sich hier vereinigt — ich nenne von Schweit-
zern nur Dr. Hans Bodmer (Zürich) und
Professor Dr. Harri Maync (Bern) —,
Rede folgte auf Rede, und manches Hoch
klang brausend durch den Saal, am lau-
testen das auf Erich Schmidt angestimmte.
Dieser unübertreffliche erste Präsident der
Goethe-Gesellschaft hielt in diesem Jahre
seine große Rede erst am Sonnabend
Morgen in der Generalversammlung. Sein
Vortrag war ein Meisterstück. Mit wenigen
Worten berichtete er aus seinen überreichen
Erinnerungen von den Tagen, in denen
die Gesellschaft gegründet wurde, charak-
terisierte ihre Entwicklung bis zum heu-
tigen Tage und zeichnete, Sympathien und
Antipathien deutlich durchblicken lassend,
mit schöner Freiheit gegen den anwesen-
den Hof die Bilder der Männer und
Frauen, welche sich um ihr Werden be-
sonders verdient gemacht hatten. Das
große Werk der Großherzogin Sophie, die
Weimarer Goethe-Ausgabe, ist beendet.
Aber noch fehlt eine wissenschaftlichen An-
sprüchen genügende Biographie des Dich-
ters. Freudig aber stellte Erich Schmidt
einen Fortschritt in der einheitlichen Auf-
fassung des Menschen, Dichters und Na-
turforschers Goethe fest. Zu Ehrenmit-
gliedern wurden Alexander von Gleichen-
Rußwurm, Marie von Ebner-Eschenbach,
Friedrich Spielhagen und Professor Dom-
dorf, der Schöpfer des Grabdenkmals für

Frau von Stein, ernannt, eine neue goldene Goethe-Medaille wurde gestiftet und zuerst Dr. Wahle (Weimar) und Dr. Max Morris (Berlin) verliehen. In den Vorstand wurde an Stelle des schwer erkrankten Professor Martin (Straßburg) der Leipziger Literaturhistoriker Professor Koster gewählt.

Den Höhepunkt erreichten diese Jubiläumstage in einem Volksfeste in dem alten Tiefurter Park. Ein wunderbar blauer Himmel lachte über Weimar. Die Losung hieß: Goethe-Zeit. Um die Mittagsstunde stellte sich der von Professoren der Kunstschule arrangierte Festzug auf. Herolde ritten voran. Ein Zug Auswanderer folgte, in deren Mitte Dorothea neben ihrem von Ochsen gezogenen Wagen schritt, auf dem die Wöchnerin lag. Hermann, seine Eltern, der Pfarrer, der Apotheker, der begüterte Nachbar mit seinen Töchtern folgten in uralten Wagen. Auf hohem Roß, gefolgt von Rittern und Reifigen, ritt Götz von Berlichingen. Wilde Burschen und Mädels hatten sich zu einer Bundschuh-Truppe vereinigt. Egmont folgte mit seinen getreuen Niederländern, in Rokototracht tanzten die Menschen aus der Goethezeit einher, einen Theaterwagen Wilhelm Meisters mit Singen und Pfeifen begleitend. In einem kleinen, alten Tempel im Tiefurter Park, in dem Goethe so oft geträumt hatte, saß der Hof. Der Großherzog als Karl August mit hohen Stiefeln, weißer Hose, blauem Rock und hohem grauen Hut, die junge Großherzogin in einem Kostüm Anna Amalias. Es war ein wundervolles, unvergeßliches Bild, als der Zug an den Fürstlichkeiten vorüberzog. Hier begriff man die Art des Dichtens Goethes in den ersten zehn Weimarer Jahren, hier erfreute man sich an dem bunten Bilde, das die Aufführung des „Jahrmarttfestes von Plunderswestern“ bot, hier konnte man über die weißgepuderten Perrücken hinüber zu Karl August blicken und wirklich glauben, einer der Vorstellungen aus der Jugendzeit Goethes beizuwohnen. Das Schönste des schönen Tages war die Aufführung der

„Fischerin“ auf dem natürlichen Schauplatz an der Ilm. An dieser selben Stelle waren diese Gesänge im Jahre 1782 zum ersten Male aus dem Munde Corona Schröters, der begabten Komponistin, erklingen. Damals wie diesmal lag die Wirkung des Stückes, das eine Verbeugung vor dem Volksliedersammler Herder ist, zugleich aber den herrlichen „Erkönig“ enthält, in der magischen Beleuchtung des Waldes. Goethe selbst hat die Aufführung vom Jahre 1782, der diese zweite Wiederholung durchaus gleich, selbst beschrieben: „Die Zuschauer saßen, ohne es zu vermuten, dergestalt, daß sie den ganzen schlängelnden Fluß hinunterwärts vor sich hatten. In dem gegenwärtigen Augenblick sah man erst Fackeln sich in der Nähe bewegen. Auf mehreres Rufen erschienen sie auch in der Ferne; dann loderten auf den auspringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen die entferntere Gegend rings umher in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine schönere Wirkung gesehen. Sie dauerte, unter mancherlei Abwechslungen, bis an das Ende des Stückes, da dann das ganze Tableau noch einmal aufloderte.“

Dann wurde im Schein des Sonnwendfeuers getanzt, während der Vollmond seinen milden Segen über die herrliche Sommernacht austreute. Es war ein unvergeßliches Fest, an dem Goethe selbst seine größte Freude gehabt hätte. Ein gutes Omen für die Zukunft der Goethe-Gesellschaft. Sie wachse, blühe und gedeihe!
K. G. Wndr.

Berliner Neue Sezession. Die „Reifüßes der Berliner Sezession 1910“, so wollten sie sich anfangs nennen, die siebenundzwanzig Künstler, die mit neunundachtzig Werken von der Leitung der Berliner Sezessionsausstellung abgewiesen wurden. Allmählich aber besannen sie sich, suchten sich einen deutscheren Namen und vereinigten sich als „Zurückgewiesene“ oder „Neue Sezession“ in einem nicht eben günstig gelegenen Kunstsalon beim Zoologischen

Garten. Daß nicht schlangweg alle von der alten Sezession abgelehnten Schöpfungen in der „Neuen“ untergebracht wurden — man begnügte sich mit 56 Werken — mag als gutes Zeichen gedeutet werden, wenn auch eine noch etwas begrenztere Auswahlwünschenswert gewesen wäre. Immerhin ist eine Tatsache zu konstatieren: Der größte Teil der neuen Sezessionisten hätte ganz gut in das Milieu der alten Sezession am Kurfürstendamm gepaßt, denn nicht etwa künstlerische Minderwertigkeit —, eher wohl Raumangel — kann den Ausschluß einzelner dieser Schöpfungen bewirkt haben.

Dennoch kann ich die Frage nach einer dringenden Notwendigkeit dieser Ausstellung und Neugründung, die sich scheinbar auf eine längere Lebensdauer einrichten möchte, nicht bejahen. Den Durchschnitt übersteigen auch diese Bilder nicht; sie verraten auch keine schöpferischen Kräfte, denen man mit Vertrauen begegnen könnte. In der Mehrzahl sind es alles junge Künstler, die Frankreichs Schule genossen haben. Und einzelne unter ihnen bewegen sich denn auch noch auf fremdem Boden, mit dem sie keineswegs innerlich verwachsen sind, als Nachahmer. Gauguin, Mathisse, van Gogh. Das sind die Namen, welche uns bei der ersten Umschau entgegengetreten als Vorbilder der „Berliner Neuen Sezession“ dieser Jüngsten, von deren Zukunft wir uns nicht allzuviel versprechen dürfen. Das Eigene fehlt ihnen, die revolutionäre Stimmung, das bewußte Ziel.

Bei der Betrachtung der einzelnen Werke verschiebt sich dieses Urteil nicht um vieles. Des verstorbenen Münchners Philipp Klein: „Vor der Redoute“, wirkt in seiner lebenswürdigen Anspruchslosigkeit unter diesen Parteimännern des äußersten linken Flügels wie ein gutes Bild von gestern, an dem man an dieser Stelle noch seine rechte Freude haben kann.

Am zahlreichsten sind die Stilleben vertreten, die, vor allem koloristisch, sehr hervortreten. Ein gutes Bild stellt H. L. Bengen als „Modellpause“ aus. Dort

finden wir die Sicherheit, die z. B. dem zu zarten Otto Müller in seinen „Tanzenden“ und „Badenden“ fehlt. Der Schlimmste unter den „Neuen“ ist H. M. Pechstein, mit seiner aufdringlich grotesk-häßlichen Malerei. Dagegen verdient der Hamburger W. Helbig Beachtung mit seinen zwei Schweizer Landschaften, die eine gewisse Individualität erkennen lassen.

M. R. K.

Franz Starbina. „Alles Wirkliche könnte mich reizen, wenn es von intimer malerischer Wirkung ist. Nur das Erflügelte, das Anekdotische liegt mir fern. Jetzt wenigstens. Seit Jahren schon. Was mitunter so sich ausnehmen mag — ich bin dabei doch von irgend einem malerischen Effekt ausgegangen und er war für mich die Hauptsache“. So hat der in diesen Tagen im Alter von 61 Jahren verstorbene Berliner Künstler die Entstehung seines „Allerseelentag“ kommentiert, jenes bekannten Bildes mit der trauernden Witwe und den kleinen Mädchen am Grabe auf dem Friedhof, während ringsum auf allen Gräbern Kerzen in warmem rötlichen Schimmer erstrahlen. Dieser „Allerseelentag“, ein Bild der neunziger Jahre, dann seine Genrebilder aus den siebziger Jahren — Friedrich der Große zur Herbstzeit im Park von Sanssouci, das Erwachen eines Menschen nach dem Selbstmordversuch unter den Leichen der Anatomie — kennzeichnen die Richtung Starbinas am deutlichsten. Unter Menzels Einfluß hatte er begonnen, und in Paris, um 1880 herum, hat sich sein Künstlertum eigene Wege geschaffen. Dort ist er zum Großstadtmaier geworden, indem er sich immer mehr den Impressionisten näherte, als deren erster Vertreter er dann nach Deutschland kam. Heute ist er wohl am bekanntesten als Entdecker Berlins, in jenen reizenden kleinen, so bewegten Bildern, aus denen das Leben der Großstadt sprudelt.

M. R. K.

Jules Renard. Frankreich verlor eine seiner bekanntesten Dichter- und Schriftstellergestalten. Nach langer und qualvoller Krankheit ist Jules Renard, sechsund-

nierzig Jahre alt, gestorben. Überwältigend ist das Schöpfungswerk Renards nicht. Er gehört nicht zu jenen Dichtern, die ein möglichst umfangreiches literarisches Gepäckbündel sich durch die Pforten der Unsterblichkeit nachtragen lassen. Er konnte, als er sie durchschritt, sein kleines Handtäschchen selbst tragen: einige wenige Bücher nur waren sein leichter Inhalt. Die aber genügen.

Aus der Provinz kam Jules Renard nach Paris. Unermüdllich hat er sich seiner literarischen Produktion hingegeben. Ohne jede Reklame. So schrieb er „Poil de Carotte“, „Ragotte“, „l'Écornifleurs“. Und seine Theaterstücke: „Plaisir de rompre“, „Pain de ménage“. Alles Erinnerungen und Ausschnitte ländlichen Lebens. Der einfache und herzliche Ton verleiht Renards Werken ihre Eigentümlichkeit; ihren

Charakter, die Beobachtung der Natur, verbunden mit einer prächtigen Darstellungskraft. M. R. K.

Das David Friedrich Strauß Denkmal. In der zweiten Hälfte des Monats Mai wurde im Schloßgarten der Stadt Ludwigsburg das Denkmal für David Friedrich Strauß enthüllt, ein Werk der beiden Stuttgarter Künstler Habich und Bonatz. Inmitten alter Tannen steht in Weltverlorenheit ein Tempel, in dessen Mitte Straußens Büste steht. Mit diesem Denkmal bekennt sich Ludwigsburg als David Friedrich Straußens dankbare und seine Verdienste erkennende Vaterstadt, die mit der Enthüllung des Denkmals den hundertsten Geburtstag des großen Streiters — er wurde am 28. Januar 1908 begangen — nachträglich noch besonders feiert. M. R. K.

Bücherschau

Wertzuwachssteuer, Theorie und Praxis, von Dr. F. Lisschitz. Akademische Buchhandlung von Max Drechsel. Bern 1910.

Die Staatswesen von heute brauchen Geld. Erhöhten Ausgaben sollten neue Einnahmen entsprechen. Neue Abgaben sollten aber möglichst unempfindlich gestaltet werden. Die Wertzuwachssteuer ist nun nach dem Verfasser der kurzen, trefflichen Schrift eine durchaus gerechtfertigte und sehr zweckmäßige Steuer, die dieser Anforderung der möglichst geringen Belästigung entspricht. Der Verfasser beweist seine Behauptungen auch an Hand eines reichen, gedrängt wiedergegebenen und gut gesichteten Materials. Er beleuchtet zuerst nach einer allgemein orientierenden, sozialgeschichtlichen Einleitung die Tatsache des Wertzuwachses und das Wesen der Wertzuwachssteuer in Zürich, Basel und Bern. Ein Haus an der Kramgasse in Bern das 1877 72,720 Fr. kostete, galt 1892 119,000 Franken. Dieser Wertzuwachs ist in verschiedener Größe überall

vorhanden und immer erheblich. Der Eigentümer hat dafür nichts getan, die Besserstellung wird vielmehr durch allgemeine Momente, wie z. B. die Entwicklung des ganzen Gemeinwesens, verursacht. Es ist daher billig, aus diesem eigentlich unverdienten Zuwachs einen Beitrag an den Betriebsfonds des Gemeinwesens zu erheben. Der Verfasser widerlegt die Einwände, die von verschiedenen Seiten gegen diese Steuer erhoben werden und legt dar, daß sie mit dem Sozialismus nichts gemein hat. Am Schlusse erörtert er kurz die Schwierigkeiten der praktischen Durchführung. Die zwei deutschen Städte Frankfurt und Köln, welche diese Steuer bereits erheben, geben ihm dazu das Material. Angesichts der vom bernischen Finanzdirektor am 2. Februar 1910 eingereichten, auf die Einführung dieser Steuer bezüglichen Motion dürfte die Schrift des Verfassers dem bernischen Publikum zur Orientierung in dieser Frage sehr nützliche Dienste leisten. Die